

Lob der Torheit

«Tantadruj» – Novelle von Ciril Kosmac

Auf der literarischen Landkarte Europas gibt es immer noch weisse Flecken. Besonders der abendländische Leser neigt nicht selten einem geistigen Imperialismus zu, der den eigenen Gesichtskreis als Zentrum aller Kultur ansieht. Dabei lohnen gerade die kleineren Nationen eine Entdeckungsreise über die Grenzen des Vertrauten und Bekannten. Im Fall Sloweniens wird man auf eine reiche Literatur stossen, die bereits im späten Mittelalter ihren Anfang nimmt. Eine eigentliche Blüte erlebt die slowenische Literatur im 19. Jahrhundert; allen voran ist hier der romantische Nationaldichter France Prešeren (1800–1849) zu nennen. Das 20. Jahrhundert bringt Slowenien die Erfahrung eines Kriegs, der nicht nur das Leben, sondern auch das Denken seiner Bewohner umstürzt.

Der Schriftsteller Ciril Kosmac (1910–1980) hat es in einer Reihe von Erzählungen und Romanen verstanden, den Blick seiner Leser von der Schutthalde zerstörter Werte und Traditionen auf elementar Menschliches zu lenken. Das gilt für den Kriegsbericht «Die Ballade von der Trompete und der Wolke» (1956) ebenso wie für «Der Frühlingstag» (1953), den Roman eines Soldaten, dessen persönliches Schicksal am Tag seiner Rückkehr auf die Geschichte seines Heimatdorfes prallt. Im Jahr 1959 wendet sich Kosmac nochmals dem Thema der Fremdheit in der eigenen Heimat zu, allerdings in einer sehr eigenwilligen Form. Die Hauptfigur der Novelle «Tantadruj» ist ein Narr, «ein winzig kleines Wesen, und auch Verstand hatte er nur einen winzigen, seine kleine Seele war aber geräumig genug, um darin seinen grossen und einzigen Wunsch zu bergen: zu sterben».

Kosmac gelingt es, aus dieser nur auf den ersten Blick einfachen Exposition eine hintergründige Parabel über den Menschen, sein Leben und sein Sterben zu entwickeln. Der literarische Kunstgriff, Narren zu Wahrheitsträgern zu erheben, erlebt in Kosmac' Novelle eine überzeugende Renaissance: Gerade die Beschränktheit von Tantadrujs Verstand macht deutlich, dass es hier um Exemplarisches geht – nämlich die letzte Konsequenz menschlicher Individualität, das Einschwören der eigenen Existenz auf eine fixe Idee.

Hand in Hand mit diesem ebenso kühnen wie einzigartigen Lebensentwurf geht die Einengung der Sprache: Idealtypisch verfügt Tantadruj über ein einziges Wort, das ihm Sprache, Lebenssinn und Name in einem ist. Damit präsentiert sich

Tantadruj als Prototyp des identischen Menschen, der von der fatalen freudschen Vivisektion der Seele verschont geblieben ist. Ich und Selbst sind hier noch eins, pathologisch ist nicht der Verrückte, sondern die Welt. Tantadrujs Suche nach einer «ars moriendi», die ihrerseits nichts anderes als eine «ars vivendi» ist, bringt ihn in Konflikt mit jenen beiden Mächten, die den modernen Menschen in seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit gefangenhalten: Staat und Kirche. Der Dorfpolizist beharrt «im Namen des Gesetzes» auf der Verfügungsgewalt des Staates über die Leben seiner Bürger, der Pfarrer erklärt das Leben zur Prüfung Gottes: «Wir müssen alle dulden, bevor wir in die Grube fahren.»

Kosmac verbindet Tantadrujs Geschichte mit einer Rahmenerzählung, deren surrealistische Bildlichkeit auf eindrückliche Weise mit der klaren, beinahe märchenhaften Sprache der Kernparabel kontrastiert: «Am toten Himmel lag schräg eine einzige Wolke, lang und dünn wie eine eisige Kerze. Und ich wusste, das war keine Wolke, sondern der letzte langgezogene Schrei, der zu Eis erstarrt war.» Die Überzeugungskraft dieser klugen Novelle verdankt sich nicht zuletzt der paradoxen Einheit von intellektuellem Scharfblick des Erzählers und der tiefen Sympathie, die er dem kindlich-zutraulichen Charakter des Titelhelden entgegenbringt – und damit auch der Narrheit als eines auf immer verlorenen Paradieses.

Ulrich M. Schmid

Ciril Kosmac: Tantadruj. Mit Originalholzschnitten von Christian Thanhäuser und einem Nachwort von Karl-Markus Gauss. Aus dem Slowenischen von Klaus-Detlef Olof. Wieser-Verlag, Klagenfurt 1994. 128 S., Fr. 19.–.